

Ines C. Vogel: Das Sad-Film-Paradoxon.

Ein theoretischer und empirischer Beitrag zum Anreiz trauriger Filme

Aachen: Shaker 2007 (Reihe Medienwissenschaften), 304 S.,

ISBN 978-3-8322-6828-2, € 45,80 (Zugl. Dissertation an der Universität Koblenz/Landau)

Traurige Filme sind Filme, die traurig machen. Dennoch genießen sie stabile und dauerhafte Sympathie des Publikums, einige von ihnen (wie *E.T.* [1982], *Titanic* [1997], *Herr der Ringe - Rückkehr des Königs* [2003]) gehören zu den All-Time-Blockbustern. Dass Zuschauer ins Kino gehen, um sich Emotionen auszusetzen, die in der Realität negativ besetzt sind, gehört zu den Paradoxa der Fiktions-Rezeption überhaupt. Michael Balint (der in der überaus reichen Literaturliste interessanterweise fehlt) hat wohl als erster in seinem Konzept der ‚Angstlust‘ den lustvollen Genuss negativ bewerteter Gefühle als Rezeptionsgratifikation in sich bestimmt und darin ein vielgestaltiges Paradoxon der Medienrezeption benannt. Andere Rezeptionstheorien wie die seit der Antike tradierte Katharsis-Theorie oder die in der vorliegenden Studie zudem dargestellten Modelle der Meta-Emotionalität (S.83ff.), des Attitude-Interpretation-Ansatzes (S.91ff.) und des Terror-Managements (S.95ff.) erweisen sich schnell als Funktionstheorien, die das Kino als Ort fassen, an dem der Zuschauer den Umgang mit der eigenen Emotionalität trainieren kann.

Die Gruppe von Filmen, auf die Vogel ihre Untersuchung stützt, sind durch inhaltliche Merkmale dazu prädestiniert, den Zuschauer zu melancholisieren. Sie handeln „von schweren Schicksalsschlägen, lebensbedrohlichen Erkrankungen sowie von Verlufterfahrungen nahestehender Personen durch Trennung, Abschied oder Tod [...], die unverschuldet und unverdient von einem positiv bewerteten Protagonisten erlebt bzw. durchlebt werden müssen.“ (S.241, ähnlich S.39) Formale Charakteristiken – Tempo der Erzählung, Distanz der Kamera, Einsatz der Musik, Farbigkeit, Genrezugehörigkeit – finden in dieser Untersuchung dagegen keine Beachtung, werden nicht einmal angesprochen. Die inhaltlichen Besonderheiten sind aus Listen abstrahiert, die Zuschauer abgegeben haben (z.B. S.39, S.44, S.46, S.87, u.ö.), und tragen also eher den Charakter von Heuristiken denn von tatsächlichen Bestimmungselementen. Dass emotional wirksame Szenen inszeniert sind, dass ihnen eine Dramaturgie unterliegt, die sich im Lauf der Zeit wandelt, dass Dramaturgien Modelle anbieten, wie emotional Anrührendes gestaltet ist und was ihm überhaupt zugerechnet werden kann – auch derartige Überlegungen sind vollständig ausgespart geblieben. Denn auch das zeigen Empirie und Erfahrung: Nicht alle Szenen, die auf Emotionalität aus sind, funktionieren auch so! Und wenn eine Filmgeschichte erst einmal als ‚Kitsch‘ aufgefasst worden ist (und die Rezeption nicht abgebrochen und auch die vom Film geforderte Emotion nicht zur Gänze verweigert wird), dann entsteht eine emotional-kognitive Antwort auf das filmische Angebot, die wirklich interessant ist – weil der Zuschauer ein

intentionales Format von Kino-Unterhaltung durchschaut hat und sich bei ihm dennoch Emotionen einstellen, die er angesichts des Dargebotenen abwehren wollen würde. Er ist sich der Konventionalität der filmischen Erzählung ebenso bewusst wie ihr unterworfen.

Nicht alle Zuschauer suchen traurige Filmerlebnisse. Die Untersuchung zeigt, dass Persönlichkeitsmerkmale wie Empathiefähigkeit, Emotionsbedürfnis, ‚Sensation Seeking‘ und individuell unterschiedliche Problembewältigungsstile unmittelbar auf die Selektion entsprechender Angebote durchschlagen. Mittels einer schriftlichen Befragung von 685 Personen zwischen 14 und 84 Jahren (mehrheitlich Studenten und Schüler, nahezu 50% Abiturienten), von denen nur 10% traurige Filme häufig, nur 1% sehr häufig sahen (wogegen 20% selten oder nie derartige Filme rezipierten), wurden die Daten erhoben. Die subjektiv wahrgenommene Problembelastung des Rezipienten im Alltag, das Alter der Zuschauer, ihre Empathiefähigkeit und die Höhe des jeweils subjektiven Emotionsbedürfnisses korrelierten mit der Inhalts-Präferenz. Mögen diese Ergebnisse nicht überraschen, so ist der Befund aber interessant, dass das Geschlecht der Befragten keine relevante Einflussgröße darzustellen scheint. Traurige Filme sind keine Frauen-Domäne! Da den meisten Befragten der Funktionshorizont der Besichtigung trauriger Filme transparent zu sein scheint, deuten alle Befunde auf ein hochgradig aktives Publikum hin, das im Kino eigene Emotionalität ausprobiert, oft wohl sogar alltägliche Deprivationen im symbolischen Prozess der Rezeption thematisiert und moduliert. Das allerdings ist ein wichtiger Befund.

Hans J. Wulff (Westerkappeln)